

Rede zur Bundesfeier 1915

Autor(en): **Keller-Huguenin, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **15 (1914-1915)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750343>

Nutzungsbedingungen

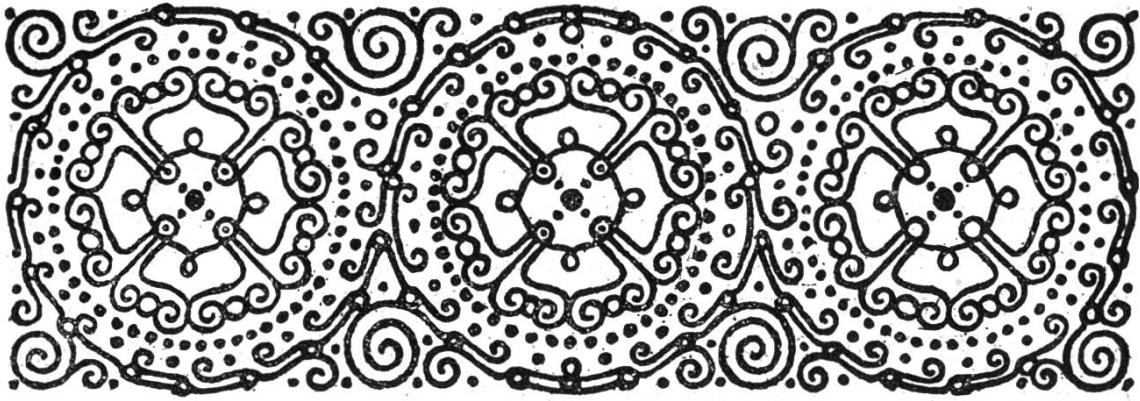
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



REDE ZUR BUNDESFEIER 1915.

gesprochen zu den Gästen des Waldhaus Vulpera.

Eidgenossen, Mitbürger, Mitbürgerinnen,
Gäste unseres Landes!

Am 1. August 1291 haben die Bauern der Waldstätte einen Bund ihrer Länder geschlossen, der sie im Chaos des Reichs vor Willkür der Herren schützen, der ihnen ungestörten, friedlichen Betrieb ihres Gewerbes sichern sollte. Seit dem 600. Jahrestag dieses Ereignisses, das durch wunderbare Fügung des Schicksals zur Grundlage der Schweizerischen Eidgenossenschaft werden sollte, sind wir gewohnt, den 1. August als nationalen Festtag zu feiern. Sie alle, denen ein gütiges Geschick erlaubt, die Tage der Ferien hier zu verbringen, haben wohl mehr denn eine solche Feier miterlebt. Sie haben manchen Redner reden hören, der patriotisch begeistert vielleicht schöne, glänzende Worte sprach, aber ich möchte fragen: weiß einer von Ihnen noch einen Gedanken, den der Redner aussprach? Ich möchte wetten Nein!

Grundlage der Rede, wie jeder Kunst, ist die Wahrheit. Was unwahr ist, mag ergötzen, erfreuen, aber es verfehlt den Zweck aller Kunst: durch Wahrheit schöpferisch zu wirken, und es verfliegt in nichts. Darum wissen Sie nichts mehr von jenen Reden, weil sie unwahr waren. Sie mussten es sein. Ein Redner, der wahr sein wollte und der klar sah, hätte seit manchem Jahr von trüben Dingen reden müssen, die schlecht zur Festesfreude passten, hätte reden müssen von tiefem Zwiespalt, der das Volk zerriss, von schwerer Sorge, die das Herz derer drückt, die tief in das Leben

ihres Landes schauen: das durfte er nicht an einem Tag der Freude, und vor fremden Ohren.

Heute leben wir in anderer Zeit. Während draußen Millionen der besten Söhne Europas ihr Blut vergießen, für ihr Vaterland das Letzte opfern, ist der ein Feigling und Unwürdiger, vor seinem Volk zu reden, der die Wahrheit nicht sagt, der den Tadel der Kurzsichtigen, den Ärger der Eiteln, deren Herrlichkeit er stört, fürchtet, und der billigen Beifall in großer Zeit durch leere Phrasen sich erkaufte. So meine ich es, und so will ich Wahrheit reden.

Nicht *die* Wahrheit, denn wer dürfte sich vermessen, zu sagen, dass er *die* Wahrheit kenne, nein nur *meine* Wahrheit, das was ein Bürger glaubt, der, seit er ein reifer Mann geworden, in das Leben und Getriebe seines Landes zu schauen versucht und sein Schicksal mit kümmernder Sorge verfolgt. Als solcher will ich zu euch reden. Will also zu euch reden, trotzdem es fremde Ohren hören. Denn was uns drückt, drückt auch unsere großen Nachbarn und keiner dürfte sich vermessen, uns zu sagen: wir waren besser als ihr. Ein jeder kann an unseren Schmerzen lernen. Denn, Mitbürger, Ihr müsst aufhören zu glauben, dass der liebe Gott für dreieinhalb Millionen Eidgenossen ein besonderes Geschick gefügt, für uns besondere Gesetze ewigen Werdens und Geschehens gemacht hat. Mag auch das Äußerliche anders sein, — im letzten Grund der Dinge haben wir stets das Schicksal der großen Stämme und Rassen miterlebt, denen wir angehören.

Es ist nichts, das nicht geworden wäre. — Tausendfach verwirrt sind die Gründe des Werdens in der Geschichte, aber es gibt doch große Ursachen, die, lange fortwirkend, vor allen andern die Weltgeschichte beherrschen. Unsere Zeit begann, als die Bastille fiel, als sich das Bürgertum Europas befreite. Im 18. Jahrhundert war der Bürger rechtlos, und seine Wirtschaft hemmten ungezählte Schranken. Aus dem Mittelalter ragten die Ideen des Zunftzwanges herüber, der Schlagbaum hemmte den Verkehr. So war's auch bei uns. Das wurde anders, als die Revolution die Welt auf andere Schultern stellte. Doch seltsam verschieden sind die Wege, die das Bürgertum lateinischer und germanischer Länder seither ging.

Gierig griff der Romane nach der *politischen* Freiheit. Stück um Stück, Glied um Glied riss er die Ketten los, mit denen das „ancien régime“ den Bürger an den Staat gebunden hatte. Das

Wort, das einst fein gedrechselt nur dem Herrn gehörte, ward sein freies, ungebundenes Eigentum, ward der Träger einer Fülle politischer Ideen, denen eine unerhört reiche und vielseitige Entwicklung ward. Aber das Wort und der Gedanke wurden zum *Herrn* des befreiten Staates.

Zwei mächtige Pfeiler tragen aber den gesunden Staat: die Arbeit und die Idee. Wie Schwestern müssen sie sein, die eng umschlungen, im gleichen Schritt einträchtig miteinander gehen. Es mag geschehen, dass die eine oder andere ein Stück vorseilt, aber lange darf das nicht dauern, groß darf der Abstand nicht werden: sonst ist der Staat krank. Und so waren die Staaten der Romanen krank. Die Idee war der Arbeit weit vorausgeeilt, ja die Arbeit war die Magd der Idee geworden. Das will nicht sagen, dass die Völker nicht arbeiteten, wirtschaftlich wenig leisteten: aber ihrer Arbeit fehlte der Charakter, aus dem die ethischen Werte fließen. Nicht um der Arbeit, nein, um des Lohnes willen strengten sich Kopf und Muskel an. Die Arbeit war nicht Selbstzweck, eine große, heilige Sache, der man sich ganz und schrankenlos gibt: sie ward bemessen und beschränkt, nach dem ersehnten Ziel und Zweck möglichst früh in behaglicher Ruhe zu leben. So entstand die Disharmonie von Arbeit und Idee, ward eine schleichende Krankheit, für welche das grausame Schicksal nur ein furchtbares Heilmittel kennt: den Krieg.

Ganz ähnliche Wege ging das Werden unserer welschen Eidgenossen: auch bei ihnen entfaltete die politische Idee ungeachtet des engen Kreises ihrer Staaten wunderbar reiche Blüten, trug das politische Leben einen Stil, auf den wir bewundernd blickten. Auch sie schufen der Idee Formen und Worte, die unser Ohr entzückten, wo immer wir ihnen lauschen durften; aber auch bei ihnen ward das Wort zur Herrin, die Arbeit zur Magd.

Anders nützte das große germanische Volk, dessen Stamm und Art wir deutsche Schweizer angehören, die errungene Freiheit. Dort hatten die großen Wandlungen der Revolution die Mächte des 18. Jahrhunderts wohl geschwächt, in ihrer Omnipotenz beschränkt, doch nicht zerstört, wie in Frankreich, und darum kämpfte das Bürgertum lange, hart und zäh für Weitung und Sicherung der neuen Freiheit. Bevor das Werk vollendet war, stockte der Kampf. Kaum hatte die neue Zeit die Freiheit wirtschaftlicher Betätigung

gebracht, so stürzte sich das Bürgertum auf die Freiheit der Arbeit, schrankenlos, ganz und gar und schuf Werke, Werte, vollbrachte Taten, die ohnegleichen in der Wirtschaftsgeschichte sind. Aber um der Arbeit willen vergaß man die *Idee*. Man führte den Kampf um die Rechte des Bürgertums nicht zu Ende, fand weder abschließende politische Formen und Ideen für den zum Herrn der Welt gewordenen Stand; man fand keine klare Form bürgerlichen Lebens und erlag in mancher Richtung wieder dem Einfluss der alten, früher im Staat allein wirksamen Mächte, die ihre glänzenden, sozialen, militärischen und staatsmännischen Eigenschaften nicht eingebüßt hatten. So ward auch hier der Staat ethisch krank; die Idee blieb weit hinter der Schwester, der Arbeit zurück, sie ward — vielfach — zur Magd. Kluge und einsichtige Männer haben die Gefahr wohl erkannt, haben rastlos am Ausgleich der ethischen Werte gearbeitet: der Frage, ob Erfolg ihr Werk gekrönt hätte, enthebt uns der Krieg.

Gleiche Wege ging das Bürgertum der deutschen Schweiz. Auch wir stürzten uns in die Arme der Arbeit, der Arbeit der neuen, befreiten Zeit, bevor das politische Werk vollendet, bevor der Staat gleichmäßig ausgebaut und auf neue Grundlage gestellt war. Ja, wir waren schlimmer als unsere großen Nachbarn. Während drüben der gewaltige Aufstieg der Macht des Reichs, die sinnfälligen Zeichen seiner Größe doch in jedem Bürger ein Stück Staatsgedanken wach erhielten, *vergaßen* wir im Mikrokosmos unseres politischen Lebens die Idee. Das will nicht sagen, dass wir das starke Heimat- und Artgefühl unseres Stammes vergaßen oder minderten, dass wir unsern Volksgenossen weniger eng verbunden waren; aber das alles deckt nicht das Staatsgefühl, die Idee vom Staat, die in Euch, Mitbürgern, als den Trägern der wirklichsten Macht, die wir besitzen, der *wirtschaftlichen*, stark und lebendig sein muss, wenn unser Land gesund bleiben soll.

So traf uns der Krieg. Ich will nicht von den vielen Dingen in Staat und Wirtschaft reden, deren Unvollkommenheit er enthüllte, nur von der einen großen Sache, die unser Herz bedrückt und unser Sein bedroht, dem Zwist zwischen Deutsch und Welsch. Da gibt es auch keine Geheimnisse vor unsern Gästen, die täglich so andächtig unsere Zeitungen studieren und um diese Sorge wissen so gut wie wir. Mir will scheinen, dass aus dem Werden unserer

Zeit, aus den Grundursachen, die ich Ihnen mit kurzen Zügen zeichnete, der Weg der Einigung, der Weg des Friedens sich enthüllt. Der Welsche und wir, wir müssen die Schwestern Arbeit und Idee einigen: ein jeder in seinem Herzen, in seinem Land: gelingt's, so werden wir einig sein. Der Welsche wird uns mit andern Augen schauen, wird erkennen, dass hinter der schweren Zunge und der oft ungeschlachten Art sich ein Wert verbirgt, den er achten wird, wenn er ihn selbst errungen haben wird. Wir aber werden welsche Art mit andern Augen sehen, wenn auch uns die Idee wieder gehört, wenn wir wieder von dem Gedanken durchdrungen sein werden, dass sich der Wert des Lebens in der Arbeit nicht erschöpft, dass diese ohne ihre herrliche Schwester, die Idee, nicht leben kann. Dann werden wir das finden, was uns der welschen Brüder Herz gewinnen wird, — den würdigen Stil unseres bürgerlichen Lebens, die schöne Form unseres Denkens und Handelns.

Sie sind, verehrte Hörer, vielleicht versucht zu sagen: auch dies sind nur Worte, Gedanken, gefügt und geformt, um dem Redner Rahmen und Aufbau seiner Rede zu geben, doch wo bleibt der Beweis seiner Richtigkeit?

Schauen Sie doch nach Westen und Süden über die Grenze unseres Landes. Was steigt hinter dem Schwall von Worten, machtvoll, aber ruhig und still auf?

Welche Macht hat denn, getragen von einer großen Idee, seit einem Jahr in Frankreich und in Italien ungeheure Leistungen gezeugt, das Versäumnis von Jahrzehnten gutgemacht: *die Arbeit*. Was sagt denn der Franzose, wenn man ihn nach Art und Wesen seines vergötterten Heerführers fragt: *Il ne parle que très peu*.

Der Italiener gar hat aus dem Namen seines Generalstabschefs, dem er grenzenlos vertraut, ein Zeitwort gebildet, das bedeutet: still, fleißig, methodisch ohne Reden und Geflunker *arbeiten!*

Und wir deutschen Schweizer wollen nach Deutschland schauen; was ist aus dem Land geworden, das uns mit schnatternden, unsympathischen und vordringlichen Geschäftsreisenden und nie zufriedenen Kleinbürgern überschwemmte, und das nicht allzu gescheite Eidgenossen nach diesen Vertretern beurteilten: ein Volk, vom ersten bis zum letzten von einer gewaltigen, großen Idee, der Idee des Vaterlandes erfüllt, bereit, sein Alles, Gut und Blut zu opfern, ohne Lärm, ohne Ausnahmegesetze, welche die Arbeiter

knebeln, den Fabrikanten zwingen; der Erste bis zum Letzten steht selbstverständlich ein für die große Sache. Beweist das nicht die Wahrheit dessen, was ich sagte? Doch schneller ist das Wort als die Tat!

Während das Schicksal mit grausamer Hand unsere Nachbarn am Nacken packt, sie schüttelt und rüttelt, so dass sie lernen, ob sie wollen oder nicht, hat es uns kaum gekitzelt. Noch ahnt der Schweizer Bürger große Mehrzahl kaum die ungeheure Größe des Geschehens um uns herum, lebt krittelnd und selbstgefällig in den Tag hinein. Nur aus einer Wandlung in Sinn und Geist des Bürgertums, das die Wirtschaft und damit das Schicksal des Landes auf seinen Schultern trägt, mag Änderung werden, und das heischt Arbeit, harte Arbeit, aber anderer Art als die bis heut gewohnte: es heischt *Arbeit an uns selbst*.

In dem Berg von Akten, Kalkulationen, Bilanzen, der uns umpanzert, müssen wir zu wühlen beginnen, bis wir im tiefsten Grund den verlorenen Schatz wieder finden: Die Idee! Die Erkenntnis, dass der Wert des Lebens sich nicht im Materiellen erschöpft, und dass das Höchste, unvergleichlichste der Güter eine große Idee bedeutet, die alle Volksgenossen eint: Das Vaterland!

Wir müssen die harte Lehre des Krieges, die uns das Schicksal zu ersparen scheint, dadurch ersetzen, das wir die Dinge des Lebens, die uns bis heute Gegenstände flüchtigen Genusses waren, zu einer ernsten Sache machen, aus deren tiefem Erfassen wir anders, besser, näher der Idee hervorgehen. So muss Schrifttum, Musik, Bildwerk und Theater etwas anderes für uns werden, als es bisher war. Wenn uns das gelingt, so werden wir auch das wieder erreichen, was unser Land in falscher Auffassung des demokratischen Staatsgedankens verfolgte und verstieß: die Persönlichkeit. Das Menschentum in seiner besten Form. In Erkenntnis der bitteren Mühe, welche die Wandlung des eigenen Ich's ihn kostete, wird der Bürger lernen, bewundernd aufzuschauen zu den Männern und Frauen, denen ein gütiges Geschick Gaben höhern Werdens verlieh. Und wir werden Führer haben, Führer in ernster und froher Zeit. Wir werden unsern großen Feind, den Neid, überwinden, und der Kantönligeist, der nichts anderes ist, als der auf den Staat übertragene Neid, die Furcht des Kleinen, dass der

Größere sein ängstlich behütetes Maß noch kleiner erscheinen lassen möchte: der wird zum Heil des Vaterlandes verschwinden.

Nie, Mitbürger, scheint mir die Zeit besser, das große, ernste Werk der Wandlungen zu beginnen, als hier in diesem herrlichen Land. Wer ist unter Euch, der hinaufging nach Avrona, St. Jon und Fetan und hinab schaute auf das Tal, aus einer Wegbiegung plötzlich weiß und leuchtend das stolze Schloss aufragen sah, den nicht ein heiliger Schauer durchrieselte! Haltet den Schauer fest, er ist ein Bote des Gedankens, den ich am heutigen Tag rufen will, der Idee, die uns alle einen soll:

Das Vaterland!

VULPERA-ZÜRICH

E. KELLER-HUGUENIN



DIE AUGEN

(Freie Übersetzung nach Sully Prudhomme's: „*Les yeux*“.)

Von ALFRED SCHAER

Ihr Augen, blau und schwarz, geliebt und schön,
Die ihr des Lebens Morgenrot geseh'n,
Nun ruht ihr tief in dunkler Totengruft
Und seht die Sonne nicht mehr aufersteh'n.

Die Nächte, holder als der Tage Glanz,
Entzückten euch mit zauberhaftem Licht;
Ach, unvergänglich, strahlt der Sterne Schein,
Doch ihr, geliebte Augen, leuchtet nicht!

Nein, nein, unmöglich ist's; ich glaub' es nicht,
Dass ihr verloren euern Strahlenblick;
Aus einer fernen, unsichtbaren Welt
Schaut auf die alte Erde ihr zurück.

Wie Wandersterne, die auf ihrer Fahrt
Uns einsam lassen, suchend stillen Port,
So habt ihr Augen euern Untergang, — —
Ihr seid nicht tot, ihr leuchtet ewig fort.

Ihr Augen, blau und schwarz, geliebt und schön,
Die offen stehen neuem Morgenrot,
Hier schließt ihr euch; vom Jenseits grüßt ein Strahl
Des lieben Lichts, und nimmer seid ihr tot! —